

„Der größte Schuft im ganzen Land“ – Karl Kraus’ juristischer und publizistischer Kampf gegen Alfred Kerr

Jochen Barte (Saarbrücken)

Die Zahl derjenigen, die Karl Kraus im Laufe seines Lebens satirisch-polemisch angegriffen hat, lässt sich kaum zählen.¹ Viele nach den Maßstäben der *Fackel* zwielichtige Gestalten sind danach wieder im Nebel der Geschichte verschwunden, im Zeitstrom untergegangen, in Vergessenheit geraten. Andere hingegen wie etwa der Publizist Stefan Großmann und die Kriegsberichterstatterin Alice Schalek wurden schon zu Lebzeiten zu satirischen Figuren komprimiert und so für eine Nachwelt konserviert, die an ihnen bis heute die Wirkungen der Kraus’schen Sprachkritik und seiner Satire studieren kann.² Wieder andere provozierten Kraus zu umfangreichen polemischen Feldzügen und erlangten häufig gerade dadurch einen besonderen und nicht selten zweifelhaften Ruhm vor der Nachwelt.

So auch im Fall des Berliner Theaterkritikers Alfred Kerr. Kerr hatte sich im Weltkrieg aus Kraus’ Sicht der Erzsünde schuldig gemacht. Er hatte nationalistische Kriegsgedichte publiziert, statt, wie von Kraus gefordert, zum Leid der auf den Schlachtfeldern geopfert Menschen wenigstens zu schweigen.³ In der Nachkriegszeit entwickelte sich daraus ein komplexer polemischer Grabenkrieg, der von beiden Seiten mit „erstaunlichem Vernichtungswillen“ geführt wurde und der insbesondere deshalb interessant ist, weil er sich nicht auf eine rein journalistische Auseinandersetzung beschränkte, sondern auch mit großer juristischer Zähigkeit und Finesse in den Gerichtssälen ausgetragen wurde.⁴ Es kam zu mehrfachen Klagen und Widerklagen, wobei im Hinblick auf Karl Kraus’ Schaffen weniger die Ergebnisse an sich entscheidend sind, sondern die Art, wie von ihm juristisches Kalkül mit den „gesellschaftspolitischen und kulturkritischen Zielen“ der *Fackel* abgestimmt wurde.⁵ So gewähren die Wechselwirkungen von polemischem Angriff in der *Fackel* und gerichtlich-anwaltlicher Begleitung Einblick in eine spezifische Mechanik, die mit Kraus’ Verständnis von Satire zusammenhängt: Denn die Satire der *Fackel* wird von Kraus als Instrument zur Durchsetzung der Popularklage mit publizistischen Mitteln

1 Das Register der *Fackel* umfasst mehr als 10.000 Personen, vgl. Edward Timms: *Karl Kraus. Satiriker der Apokalypse. Leben und Werke 1874–1918*, Wien 1995, 83.

2 Vgl. F 676–678, 52; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/676,052>; ferner Helmut Arntzen: Die Funktion der Polemik bei Karl Kraus, in: *Karl Kraus in neuer Sicht*, hg. v. Sigurd Paul Scheichl und Edward Timms, München 1986, 60–61.

3 F 787–794, 81; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,081>.

4 Vgl. Hermann Böhm: *Karl Kraus contra ... Die Prozessakten der Kanzlei Oskar Samek*, Bd. 1, 1922–1927, Wien 1995, 246–271; <https://www.nzz.ch/feuilleton/alfred-kerr-ich-schreie-nach-bestaetigung-ld.147732>.

5 Vgl. Brigitte Stocker: Karl Kraus in der „Sphäre des Rechts“. Zur Bedeutung der Prozessakten der Kanzlei Oskar Samek, in: *Geist versus Zeitgeist: Karl Kraus in der Ersten Republik*, hg. v. Katharina Prager, Wien 2018, 126–127.

interpretiert.⁶ Sie entzündet sich an einem Einzelfall,⁷ den sie künstlerisch überformt und in seiner vom Satiriker präparierten Hässlichkeit der Mit- und Nachwelt als mahnendes Schreckbild überliefert.⁸ Die von Kraus diagnostizierte Abtötung von Phantasie und Empathie durch die inkommensurablen, impressionistisch-seichten Phrasen der Massenpresse sowie die Kritik am herrschenden Rechtssystem werden auf der Textebene daher regelmäßig in Gestalt eines symbolischen Gerichts- bzw. Verwerfungsprozesses artikuliert, im Verlaufe dessen der Satiriker das Beweismaterial beschafft, prüft, schließlich Anklage erhebt und das Urteil spricht.⁹ Seine Waffe in diesem Kampf ist das Zitat.¹⁰ Es zeigt nicht nur die Verantwortungslosigkeit des Sprechers, sondern auch die Kultur insgesamt auf dem Stand ihrer jeweils tiefsten Erniedrigung – und zwar dann, wenn der Satiriker nichts weiter tun muss, als die fehlenden Anführungszeichen zu setzen.¹¹

In Bezug auf Kerr kulminiert die satirisch-juristische Doppelstrategie im *Fackel*-Heft Nr. 787–794. Dort widmet sich Kraus in dem Text „Der größte Schuft im ganzen Land“ auf 208 Seiten(!) seinem Kontrahenten in Gänze, ein einmaliger Vorgang in der Publikationsgeschichte der *Fackel*. Niemals zuvor und auch nicht danach hat Kraus ein einzelnes *Fackel*-Heft von vergleichbarem Umfang dazu benutzt, mit einem einzelnen Gegner abzurechnen. Der Grund für den Umfang dieser für uneteiligte Leser exzessiv anmutenden Polemik, die das gesamte Heft ausfüllt, ist in der Tatsache zu sehen, dass sämtliche von Kerr selbst formulierten Schriftsätze vollständig zitiert und auch kommentiert werden.¹² Auf diese Weise entsteht ein Text der,

6 In der ersten Nummer der *Fackel* definiert Kraus sein öffentliches Anliegen folgendermaßen: „Vielleicht darf ich mich [...] der Hoffnung hingeben, dass der Kampf ruß, der Missvergünstete und Bedrängte aus allen Lagern sammeln will, nicht wirkungslos verhandle. Oppositionsgeister, die des trockenen Tons nun endlich satt sind, möge er befeuern, alle jene, die Talent und Lust zu einer beherzten Fronde gegen cliquenmäßige Verkommenheit auf allen Gebieten verspüren [...]“; F 1, 3; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/1,003>; vgl. ferner Edward Timms: *Satiriker der Apokalypse*, 64; Brigitte Stocker: Karl Kraus in der „Sphäre des Rechts“, 126.

7 Vgl. Edward Timms: *Satiriker der Apokalypse*, 75–76.

8 Vgl. F 309–310, 38; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/309,038>.

9 Ein besonders prägnantes Beispiel für dieses Verfahren stellt der Text „Ein Unhold“ dar. Er bezieht sich auf einen Strafprozess, in dessen Verlauf ein Dreiundzwanzigjähriger wegen eines versuchten Handtaschenraubes an einer Dame zu lebenslänglichem, schwerem Kerker verurteilt wurde. Kraus klagt daraufhin den vorsitzenden Richter Johann Feigl in der *Fackel* satirisch an und formuliert das moralische Urteil, das Feigl einer höheren Gerechtigkeit überantwortet. Denn Feigl habe die schwerste Sünde begangen. Er müsse Folgendes bekennen: „Ich habe mein ganzes Leben hindurch das österreichische Strafgesetz angewendet [...]“; F 157, 6; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/157,006>; vgl. ferner mit kritischer Bewertung Edward Timms: *Satiriker der Apokalypse*, 79–83 und auch F 331–332, 25; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/331,025>; F 787–794, 1–208; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,001>.

10 Vgl. F 668–675, 99; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/668,099>.

11 Vgl. F 381–383, 43; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/381,043>.

12 Vgl. F 787–794, 3–4; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,003>; Dokument 68.74.

trotz der intendierten polemisch-aggressiven Stoßrichtung, einem satirisch verobjektivierten intertextuellen Gerichtsverfahren ähnelt, das vom Urteilstenor über die Schilderung des Tatbestandes und die Entscheidungsgründe zum Schuldspruch des Delinquenten (Kerr) gelangt.¹³ Kraus füllt dabei alle notwendigen juristischen Rollen aus: Er ist Kläger, Beklagter, Zeuge und schließlich Richter in einer Person. Das Beweismaterial stellen die Schriftsätze der Parteien dar. Das Zitat als die gefährlichste Waffe im Arsenal des Satirikers und Polemikers entfaltet durchschlagende Wirkung – auf beiden Seiten, denn auch Kerr ist seinerseits bestrebt, Kraus’ Zitiermethode zu widerlegen.¹⁴ Ein Krieg der Zitate ist die unausweichliche Konsequenz.

Im Folgenden wird nunmehr untersucht, wie dieser publizistisch und juristisch geführte Kampf über die Jahre entstand und wie er im fraglichen *Fackel*-Heft Nr. 787–794 zu seinem Höhepunkt gelangte, sodass ersichtlich wird, wie Kraus das Zitat und auch die Anspielung als weiteres zentrales intertextuelles Stilmittel in der *Fackel* allgemein und in seinen eigenen juristischen Schriftsätzen konkret funktionalisiert. Im Ergebnis wird damit ein Beitrag zu der weitergehenden und von der Forschung bislang nicht prominent behandelten Frage geleistet, wie spezifische in der *Fackel* publizierte Dokumente aus den Akten von Kraus’ Anwalt Oskar Samek in ihrem intertextuellen Gehalt und ihren intertextuellen Bezügen zu bewerten sind.¹⁵ Zwar sind die von Kraus angewendeten intertextuellen Strategien, und hier insbesondere das Zitat, mittlerweile gut dokumentiert und analysiert,¹⁶ gleiches gilt jedoch nicht für den Bereich der Rechtsakten, sodass mit diesem Beitrag versucht werden soll, zumindest teilweise, eine thematische Lücke zu schließen, die sich immer noch zwischen den juristischen Dokumenten und der *Fackel* an sich auftut.

In Anbetracht der Materialfülle – Kraus’ eigener im *Fackel*-Heft Nr. 787–794 publizierter Schriftsatz umfasst allein 52 Seiten, die beiden Schriftsätze von Kerr umfassen jeweils 16 bzw. 110 Seiten (letzterer inklusive der Kommentierung durch Kraus) – ist darauf hinzuweisen, dass im Rahmens dieses Beitrags eine umfassende Analyse nicht möglich erscheint – insbesondere auch deshalb nicht, weil Kraus’ Stil im Allgemeinen von einer enormen semantischen Dichte geprägt ist und nicht selten komplexe Mehrfachcodierungen aufweist, die selbst mit detailliertem Hintergrundwissen oft nur bedingt erschlossen werden können. Stattdessen soll exemplarisch (typisierend) gezeigt werden, welche intertextuellen Funktionalisierungen im jeweiligen Fall zur Anwendung kommen und welche sprachkritischen Prämissen die Grundlage hierfür bilden.

Um dies zu gewährleisten und die vielfältigen Bezugspunkte deutlich zu machen, die gerade auch von der *Fackel* als kulturkritischem Gegendiskurs gesetzt werden, wird zunächst dargelegt, welche allgemeinen sprachtheoretischen Überlegungen

13 Vgl. F 787–794, 1–208; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,001>.

14 Vgl. ebd., 17–18; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,017>.

15 Vgl. Brigitte Stocker: Karl Kraus in der „Sphäre des Rechts“, 126.

16 Vgl. Joachim Stephan: *Satire und Sprache. Zu dem Werk von Karl Kraus*, München 1964, 103–124; Gerald Stieg: Die totale Satire. Von Johann Nestroy über K. Kraus zu Th. Bernhard, in: *Österreich (1945–2000). Das Land der Satire*, hg. v. Jeanne Benay und Gerald Stieg, Bern 2002, 6.

Kraus' Satire zugrunde liegen und wie die untersuchten Formen Zitat und Anspielung entsprechend der vorhandenen intertextuellen Methodik trennscharf voneinander abgegrenzt werden können. Danach wird die Entstehung der Auseinandersetzung mit Kerr in den Grundzügen nachgezeichnet, sodass auf dieser Basis die Explikation der Funktionalisierungen in den im *Fackel*-Heft Nr. 787–794 publizierten und kommentierten Schriftsätzen erfolgt.

Zum Problem der Intertextualität bei Karl Kraus

Als Karl Kraus 1899 die *Fackel* gründete konnte er nicht wissen, dass bereits die erste Ausgabe ein großer wirtschaftlicher Erfolg werden würde. Allein in den ersten Wochen wurden 30.000 Exemplare verkauft.¹⁷ Bis zu seinem Tod 1936 publizierte er 922 Hefte. Aufgrund des von Kraus forcierten zitat- und anspielungsreichen Stils entstand dadurch eine intertextuell vernetzte polyphone „Glossenwelt“,¹⁸ deren zeitbedingte äußere Hermetik für die Nachwelt nur noch bedingt auflösbar erscheint.¹⁹ Aus Sicht der intertextuellen Analyse liegt hier ein zweifach gestuftes Problem vor: Will sie über die Sprache zu Kraus' tiefer liegenden ethischen und ästhetischen Überzeugungen vordringen, damit der zeitlose Gehalt, den Kraus' Werk kennzeichnet, offen zu Tage tritt und ein Verständnis sowohl für den satirischen Impuls als auch die Vehemenz der zahllosen polemischen Auseinandersetzungen geschaffen wird, muss sie die komplexen sozialgeschichtlichen und zeithistorischen Bedingtheiten sowie die allgemeinen Hintergründe berücksichtigen. Dies wird allerdings nicht selten durch die Tatsache erschwert, dass, wie bereits erwähnt, viele der Sachverhalte und Personen, die Gegenstand von Kraus Satire waren, heute in völlige Vergessenheit geraten sind. Des Weiteren ist zu beachten, dass das über die Jahre der Publikation gewachsene interne Beziehungsgeflecht der *Fackel* nicht einfach generisch aus sich selbst entstanden ist, sondern in Bezug auf die Heftkomposition und die semantisch-strukturelle Vernetzung einzelner Beiträge bewusst von Kraus erzeugt und geschaffen worden ist, sodass eine Analyse von Einzeltexten nur in Ausnahmefällen davon absehen kann auf die *Fackel* an sich als Gesamt- bzw. Metadiskurs zu rekurrieren.²⁰

Es ist vor diesem komplexen werkgeschichtlichen Hintergrund klar, dass für die methodisch-analytische Arbeit in Bezug auf Einzeltexte nur solche Intertextualitätskonzepte in Frage kommen, die eine präzise Abschichtung der einzelnen Formen erlauben und die es ermöglichen, die Intention des Autors, in diesem Falle des Satirikers, plausibel zu erfassen. Kraus selbst hat verschiedentlich betont, dass seine

17 Vgl. F 2, 2; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/002,002>.

18 Vgl. F 676–678, 51–52; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/676,051>.

19 Vgl. Zum Problem der Hermetik der *Fackel* vgl. António Ribeiro: Nachwelt als diskursives Verfahren in der *Fackel*, in: *Karl Kraus und Die Fackel: Aufsätze zur Rezeptionsgeschichte*, hg. v. Gilbert J. Carr und Edward Timms, München 2001, 88–90.

20 Vgl. Hanno Biber: *Die Komposition der Fackel*, Wien 2001, 4–5.

Texte mehrmals gelesen werden sollten,²¹ denn „je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.“²²

Ein Ansatz, der diesen Voraussetzungen gerecht wird, ist das von Peter Stocker entwickelte Intertextualitätsmodell.²³ Gegenüber anderen Konzeptionen hat es den Vorteil, dass es lektürebasierend ist, also vom Leser ausgeht, indem es darauf abzielt, dass die vom Autor intendierten und bewusst gesetzten intertextuellen Bezüge von diesem erkannt werden bzw. rekonstruiert werden müssen.²⁴ Insbesondere der letzte Aspekt trifft auf Kraus' Zitiermethode zu, die von ihm wie folgt beschrieben wird:

Nun wird es gewiß mehr Leute geben, denen das Zitat bekannt ist [...], die verstehen werden, daß mein Gedanke geradezu von dieser Voraussetzung lebt, also darin seinen Wert hat, daß er ein Plagiat ist. Wäre dies nicht der Fall, so wäre der Gedanke wertlos und ich hätte mir ein Schmuckstück angeeignet, das meinen eigenen Besitz beschämt.²⁵

Daraus wird ersichtlich, dass Kraus seine eigene sprachliche Leistung gerade darin sieht, den fremden Gedanken gefunden zu haben, weshalb er diese assoziative künstlerische Einbettung fremden Gedankenguts in die eigenen Texte für sich als „Einschöpfung“ reklamiert.²⁶ Die Folge ist ein explizit polyvalenter Patchworkstil,²⁷ dessen intertextuelle Semantik beständig vom Leser hinterfragt und gegebenenfalls aktualisiert werden muss. Kraus Texte erhalten damit zwar an der Oberfläche eine spezifische Hermetik, in der Tiefenstruktur verleiht dieses Vorgehen ihnen jedoch vielfach einen zeitlosen Aussagekern. Denn die literarischen Übernahmen und Anleihen (die prominentesten und zahlreichsten Fälle beziehen sich auf Goethe und Shakespeare) projizieren seine Satire ins Fiktionale, sodass sie vom Einzelfall, den sie scheinbar thematisieren, abstrahiert werden können. Die Anlässe, die die Satire motivieren, sind typischerweise als solche irrelevant, stattdessen macht sich bei Kraus – in Anlehnung an Nestroy – die Sprache Gedanken über die Dinge.²⁸ Sie wird, und das unterscheidet ihn von zeitgenössischen Satirikern wie Kurt Tucholsky, im Verlauf seiner satirischen Entwicklung zum erstrangigen Erkenntnismedium.²⁹ Die Sprache wird absolut gesetzt, in der Hoffnung, aus einer angenommenen ursprünglichen, unfehlbaren Sinn- und Klangstruktur der einzelnen Wörter die verborgene wahre Bedeutung ableiten zu können.³⁰ Dieser tatsächliche, wahre Kern muss erst freigelegt werden, da im Verlauf der Kulturgeschichte, nach Kraus' Inter-

21 Vgl. F 241, 28; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/241,028>.

22 F 326–328, 44; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/326,044>.

23 Vgl. Peter Stocker: *Theorie der intertextuellen Lektüre. Modelle und Fallstudien*, Paderborn u.a. 1998, 72.

24 Vgl. ebd., 11–12.

25 F 572–576, 61; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/572,061>.

26 Vgl. ebd., 61.

27 Vgl. Edward Timms: *Karl Kraus. Apocalyptic Satirist. The Post-War Crisis and the Rise of the Swastika*, New Haven and London 2005, 154.

28 Vgl. F 349–350, 12; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/349,012>.

29 Vgl. F 572–576, 70–72; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/572,070>; Joachim Stephan: *Satire und Sprache*, 48–49.

30 Vgl. ebd., 39–40.

pretation, die Sprache als reflexives Medium der Verständigung zwischen den Menschen zu inhaltsleeren (journalistischen) Phrasen zerfallen ist.³¹ Das vom Satiriker praktizierte sprachkritische Verfahren spiegelt diesen Zerfall im wörtlichen Zitat und in der Rekombination und Neukontextualisierung des entlehnten Sprachmaterials.³² Seine Perspektive ist explizit „nachschröpferisch“,³³ die aus den entstandenen Sprachsplintern gewonnene Erkenntnis bildet das Substrat für das Urteil des Satirikers – welches, weil es im Wege eines rein sprachlichen Verfahrens gewonnen wurde, folglich absolut und unhintergebar gilt.³⁴ Hieraus erklärt sich der Rigorismus und die Unerbittlichkeit, mit der das sprachlich-stilistische Verdikt, das immer auch ein ethisches ist, vertreten wird. Denn wer sich an der Sprache versündigt, indem er sie zum manipulativen Instrument herabwürdigt – zur Phrase –, der versündigt sich in Kraus’ Augen an der Welt.³⁵

Um nun die chiasmatischen Verschränkungen der Kraus’schen Zitat- und Sprachpraxis adäquat auflösen und beschreiben zu können, bietet sich wie dargelegt der Rekurs auf Peter Stockers Intertextualitätsmodell an.³⁶ In Bezug auf die herkömmlichen Begriffe Zitat und Anspielung unterscheidet Stocker konkret zwischen den Begriffen Palintextualität und Metatextualität: Palintextualität liegt dann vor, „wenn ein Text (Palintext) spezifische Textelemente eines anderen oder mehrerer anderer Texte (Prätexte) im Wortlaut oder in abgewandelter Form zitiert.“³⁷ Metatextualität ist gegeben, „wenn ein Text (Metatext) einen oder mehrere dieser Texte (Prätexte) thematisiert, namentlich indem er Prätexte als ganze oder in Teilen metasprachlich benennt.“³⁸ Damit liegt ein hinreichend trennscharfes begriffliches Instrumentarium

31 Vgl. Joachim Stephan: *Satire und Sprache*, 73–74 u. 99.

32 Vgl. F 668–675, 99; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/668,099>.

33 Die von Kraus diesbezüglich in der *Fackel* verwendete Terminologie ist nicht einheitlich; vgl. F 360–362, 55; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/360,055>; und auch F 676–678, 52; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/676,052>; Kraus bezeichnet seine Satire in diesem Text als „nachbildend“.

34 Vgl. Joachim Stephan: *Satire und Sprache*, 48–49.

35 Vgl. Joachim Stephan: *Satire und Sprache*, 181, der Folgendes feststellt: „Die Kraus’sche Sprachhaltung ist eine religiöse Haltung. Das sprachliche Medium ist [...] für ihn die letzte irdische Instanz, [...] als diese ist es im Absoluten gesichert. [...] Kraus nimmt für die Sprache Ebenbildlichkeit in Anspruch. Das Wort ist in der Bibel das Medium der Wertschöpfung, es ist für ihn in der ureigensten und persönlichsten Erfahrung das Medium der Sprachschöpfung. In dieser Ebenbildlichkeit des Wortes ist die Sprache selbst schon eine religiöse Kategorie“. Verzerrung und Manipulation berauben die Sprache ihrer Funktion als Medium der Realitätsvermittlung und -erfahrung. Um die letzte absolut gültige Kategorie in ihrer Verbindlichkeit zu retten, muss der Satiriker den Sprachverfall ahnden, der sich ihm in den Zeitungen offenbart. Sein Motto lautet folglich: „Rückwärtskonzentrierung“; F 349–350, 23; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/349,023>.

36 Vgl. Peter Stocker: *Theorie der intertextuellen Lektüre*, 50. Stocker unterscheidet insgesamt zwischen sechs verschiedenen Intertextualitätsformen.

37 Ebd., 54.

38 Ebd., 58.

vor, anhand dessen Kraus' intertextueller Prozess gegen Kerr im weiteren Verlauf illustriert werden soll.

Die Causa Kerr

Allein der enorme Umfang des *Fackel*-Heftes Nr. 787–794 zeigt, dass die Ursachen der Auseinandersetzung mit Alfred Kerr nicht vordergründig, monokausal an einem einzelnen Sachverhalt festgemacht werden können. Bereits im Heft Nr. 35 wird Kerr in der *Fackel* als „gemäßigter Stilclown“ bezeichnet.³⁹ Zu einem ersten großen polemischen Angriff von Seiten Kraus' mit dem Titel „Der kleine Pan ist tot“ kommt es aber erst im Jahr 1911,⁴⁰ als Kerr einen privaten Annäherungsversuch des Berliner Polizeipräsidenten Jagow an die Schauspielerin Tilla Durieux in der Zeitschrift *Pan* öffentlich macht. Pikantes Detail: Als Verleger der Zeitschrift zeichnet Paul Cassirer, verantwortlich. Durieux ist Cassirers Ehefrau. Kraus kommentiert den Sachverhalt in der *Fackel* folgendermaßen:

In Berlin wurde kürzlich das interessante Experiment gemacht, einer uninteressanten Zeitschrift dadurch auf die Beine zu helfen, daß man versicherte, der Polizeipräsident habe sich der Frau des Verlegers nähern wollen. Das Experiment mißlang, und der ‚Pan‘ ist toter als nach seiner Geburt. [...] Herr v. Jagow hatte sich der Frau Durieux ‚außergesellschaftlich‘ nähern wollen. Man denke nur, welchen Eindruck das auf Herrn Kerr machen mußte, dessen Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung sich in dem Worte ‚Ecco‘ erschöpft, wozu aber, wenn er gereizt wird, in der Parenthese noch die treffende Bemerkung ‚Es ist auffallend‘ hinzutreten kann. [...] Herr Kerr begann fließend zu stottern, teilte den Polizeipräsidenten in sechs Abteilungen und fühlte sich aristophanisch wohl. Herr Cassirer, der am Skandal und am Geschäft beteiligte Verleger, duldete still. [...] Pan war der Sohn des Hermes. Dieser aber ist ein Handeltsgott und heißt jetzt Cassirer.⁴¹

Der Satiriker macht deutlich, worauf es ihm ankommt: Er fordert eine klare Trennung von öffentlicher und privater Sphäre – umso mehr, wenn sich eine Zeitschrift dadurch dem Verdacht aussetzt, private Details auszuplaudern, um die Auflage zu steigern. Kerrs journalistischer Stil wird durch die palintextuelle Hervorhebung „Ecco“ (Sieh da!) als von manierten Phrasen durchsetzt gekennzeichnet und in dem Oxymoron „fließendes Gestotter“ als substanzlos gebündelt und verworfen. Dies bezieht sich auf Kerrs Angewohnheit, seine Kritiken im Telegrammstil zu formulieren und in kurze mit römischen Ziffern nummerierte Absätze aufzuteilen.⁴² Der Verweis auf den antiken Komödiendichter Aristophanes im Nachsatz verstärkt die Aussage noch, indem Kerr implizit eine verantwortungslose, unernste Sprachhaltung attestiert wird.⁴³ Das ethische Urteil konvergiert mit der Stildiagnose. Der

39 Vgl. F 35, 32; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/035,032>.

40 Vgl. F 319–320, 1–6; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/319,001>.

41 Ebd.

42 Vgl. F 717–723, 90; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,090>.

43 Das Gegenbild hierzu sieht Kraus in dem authentischen Schreiben Peter Altenbergs verkörpert, weshalb dieser Kerr im weiteren Verlauf

anschließende metatextuelle Hinweis auf die in der Zeitschrift *Pan* versammelten Texte ist metaphorisch kodiert: Der Sohn des Götterboten Hermes ist zum Handelsgott degeneriert. Der kulturgeschichtliche Verfall wird mit dem Namen identifiziert. Dieser heißt nunmehr „Cassirer“, womit Kraus ein offensichtliches ironisches Wortspiel im Hinblick auf den Begriff „Kassierer“ intendiert.

Im nächsten Heft der *Fackel* publiziert Kraus sodann eine Folgepolemik gegen Kerr („Der kleine Pan röchelt noch“),⁴⁴ worin Stil- und Charakteranalyse Kerrs weiter differenziert werden:

Das Problem des Ästheten – Herr Kerr ist einer, und mögen ihn noch linearere Naturen um seine Raumfülle beneiden – ist von Nestroy mit unvergeßlichen Worten umrissen worden. „Glauben Sie mir, junger Mann! Auch der Kommis hat Stunden, wo er sich auf ein Zuckerfaß lehnt und in süße Träumereien versinkt; da fällt es ihm dann wie ein fünfundzwanzig Pfund- Gewicht aufs Herz, daß er von Jugend auf ans G'wölb gefesselt war, wie ein Blassel an die Hütten. Wenn man nur aus unkompletten Makulaturbüchern etwas vom Weltleben weiß, wenn man den Sonnenaufgang nur vom Bodenfenster, die Abendröte nur aus Erzählungen der Kundschaften kennt, da bleibt eine Leere im Innern, die alle Ölfässer des Südens, alle Heringfässer des Nordens nicht ausfüllen, eine Abgeschmacktheit, die alle Muskatblüt Indiens nicht würzen kann.“ Mit einem Wort, auch der Feuilletonist hat Stunden, wo er sich nach dem Leitartikel sehnt.⁴⁵

Der explizit markierte palintextuelle Verweis auf Nestroy stellt Kerr auf der intertextuellen Ebene als subalterne nach Beachtung strebende Figur dar. Die Bezeichnung „Ästhet“ ist pejorativ konnotiert. Sie postuliert in diesem Zusammenhang einen eklatanten Mangel an Talent.

Die polemische Serie gegen Kerr endet schließlich nach zwei weiteren Texten („Der kleine Pan stinkt schon“ und „Der kleine Pan stinkt noch“),⁴⁶ wobei Kraus in letzterem seine stärkste satirische Waffe zum Einsatz bringt: das auf den Gegner bezogene wörtliche Zitat, mit dem dieser sich selbst richtet. Denn Kerr hatte als Antwort auf die Angriffe u.a. folgende Verse über Kraus geschrieben, die in der *Fackel* abgedruckt werden.

Krätzerich; in Blättern lebend,
Nistend, mistend, „ausschlag“-gebend.
Armer Möchtegern! Er schreit:
„Bin ich ä Perseenlichkeit ...!“

der polemischen Auseinandersetzung wiederholt durch ironisch-prägnante Tonfallzitate („Haste Dialektik!“, „Haste Art!“) gegenübergestellt wird); F 787–794, 94 u. 116; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,094>. Der Bezug auf Altenberg lässt sich zudem direkt aus der *Fackel* ableiten, vgl. F 811–819, 102; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/811,102>. Zur Bedeutung Altenbergs für die Kraus'sche Satire vgl. auch Helmut Arntzen: *Die Funktion der Polemik bei Karl Kraus*, 56.

44 Vgl. F 321–322, 57–64; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/321,057>.

45 F 321–322, 58; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/321,058>.

46 Vgl. F 324–325, 50–60; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/324,050>; F 326–328, 28–34; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/326,028>.

Wie der Sabber stinkt und stiebt,
Wie sich 's Kruppzeug Mühe gibt!
Reißen Damen aus und Herrn,
Glottzt der arme Möchtegern.

Vor dem Duft reißt mancher aus,
Tachtel-Kraus. Tachtel-Kraus,
Armes Kruppzeug – glottzt und schreit:
„Bin ich ä Perseenlichkeit ...!“⁴⁷

Der Angriff wird mit lakonisch pointierter Schärfe abgewehrt und umgehend auf den Urheber zurückgelenkt:

Es ist das Stärkste, was ich bisher gegen Herrn Kerr unternommen habe.
Gewiß, die drei Aufsätze haben einige Beachtung gefunden. Was aber
bedeutet aller Aufwand von Kraft und Kunst gegen die spielerische Technik
des Selbstmords?⁴⁸

Kraus resümiert: „Vielleicht hält er sich noch den Nachruf. Ich druck ihn ab. Man kann nicht besser dastehen, als wenn man dem Herrn Alfred Kerr das letzte Wort läßt.“⁴⁹

Kerrs Ruf nahm durch diese Riposte in Teilen der Öffentlichkeit empfindlichen Schaden.⁵⁰ Weitere gelegentliche Scharmützel folgten noch, sie sind in der *Fackel* dokumentiert,⁵¹ aber es kam nicht mehr zu einer größeren polemischen Serie. Erst während des Weltkriegs erreicht die Auseinandersetzung einen weiteren Höhepunkt mit der Publikation eines Kriegsgedichtes, welches unter dem Namen Gottlieb erschienen war. Kraus schiebt dieses Gedicht Kerr zu und druckt es in der *Fackel* ab:

Ein deutsches Kriegsgedicht

„[Rumänenlied.] Im ‚Tag‘ dichtet „Gottlieb“ folgendes Rumänenlied:

In den klainsten Winkelescu
Fiel ein Russen-Trinkgeldescu,
Fraidig ibten wir Verratul –
Politescu schnappen Drahtul.

Alle Velker staunerul,
San me große Gaunerul.
Ungarn, Siebenbürginescu
Mechten wir erwürginescu.

Gebrüllescu voll Triumphul
Mitten im Korruptul-Sumpful
In der Hauptstadt Bukurescht,
Wo sich kainer Fiße wäscht.

47 F 326–328, 30; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/326,030>.

48 Ebd., 30; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/326,030>.

49 Ebd., 34; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/326,034>.

50 Vgl. F 787–794, 141; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,141>.

51 Vgl. F 357–359, 52–53; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/357,052>.

Leider kriegen wir die Paitsche
Vun Bulgaren und vun Daitsche;
Zogen flink-flink in Dobrudschul,
Feste Tutrakan ist futschul!

Aigentlich sind wir, waiß Gottul,
Dann heringefallne Trottul,
Haite noch auf stolzem Roßcu
Murgens eins auf dem Poposcul!⁵²

Kraus' direkter Kommentar ist wiederum von lapidarer Kürze gekennzeichnet, wenngleich er bereits implizit eine apokalyptische Konnotation aufweist, vor deren Hintergrund das Weltkriegsgrauen aufscheint: „Hinter dem Pseudonym verbirgt sich mit Recht Herr Alfred Kerr. In seiner Prosa zu sprechen: Solche Dinge werden einmal ... in Deutschland möglich gewesen sein, ecco.“ Abermals erscheint der pal-intextuelle Verweis „ecco“. Er setzt den Schlusspunkt. Auf Kerr gemünzt wird er vermittels gezielter Wiederholung zum negativen intertextuellen Attribut durchgestaltet, wodurch die Sphäre bildungsbürgerlich-humaner Kunstsinnigkeit mit der Grobschlächtigkeit nationalistischer Kriegspropaganda konfrontiert wird, sodass Kerrs Tun und sein Stil in der ironischen Brechung spöttisch karikiert werden. Der unausgesprochene Vorwurf lautet: inhumanes, kriegsverherrlichendes Heuchlertum. Der Sprachgebrauch entlarvt den Sprecher. Eine weitere Erörterung ist nicht mehr nötig – womit sich Kraus zudem taktisch vor einer Verfolgung durch die Zensurbehörden schützt.

Nach dem Krieg bleibt Kerr weiter ein Thema der *Fackel*, und zwar deshalb, weil er nunmehr pazifistische Positionen vertritt und sich für die deutsch-französische Aussöhnung einsetzt, ohne zu den vom ihm während des Krieges publizierten Gedichten Stellung zu nehmen.⁵³ Als Kerr 1926 in Paris auf einer Vortragsreise eine Rede zur Völkerverständigung hält, kommt es zu einem Eklat: Zwei serbische Zuhörer konfrontieren ihn mit dem Vorwurf, dass er in Kriegszeiten ein antiserbisches Gedicht verfasst habe, was der Redner energisch bestreitet.⁵⁴ Kerr kann den Vortrag fortsetzen.⁵⁵ Die Aktion findet allerdings in der Presse große Beachtung.⁵⁶ Auch Kraus beschäftigt sich in dem Text „Kerr in Paris“ ausführlich mit dem Sachverhalt.⁵⁷ Er druckt abermals Teile des „Rumänenliedes“ ab,⁵⁸ und resümiert den Kernvorwurf gegen Kerrs Publizistik im Krieg folgendermaßen:

Das Zugeständnis, daß die Intellektuellen durch Kriegshypnose zu Trotteln wurden, ist gewiß nicht uneben, wenngleich ihm noch die Erkenntnis mangelt, daß die Kriegshypnose doch nicht so vollständig war, um ihnen

52 F 437–442, 7; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/437,007>.

53 Vgl. Paul Schick: *Karl Kraus*, Hamburg 1993, 117–118.

54 Vgl. F 717–723, 59–60; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,059>.

55 Vgl. ebd., 60; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,060>.

56 Vgl. F 717–723, 57–58; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,057>.

57 Vgl. F 717–723, 47–61; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,047>.

58 Vgl. F 717–723, 48; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,048>.

nicht auch das klare Bewußtsein zu lassen, daß sie durch die Aneiferung zum Heldentod sich diesen ersparen könnten.⁵⁹

Der Satiriker macht deutlich, dass ihm der palintextuelle Verweis auf das „Rumänenlied“, den er durch die bewusste Setzung des Begriffs „Trottel“ herstellt und dadurch implizit auch gegen Kerr wendet, als Schuldvorwurf nicht ausreicht. Vielmehr sieht er den Unwert der Kriegspropaganda in der Tatsache begründet, dass die nationalistischen Worthelfer der Gewalt sich vor deren destruktiven Auswirkungen gerade aufgrund ihrer kriegerisch-publizistischen Tätigkeit schützen konnten.⁶⁰ Dieser Vorwurf wird mit weiteren Zitaten belegt, die aus einem Aufsatz stammen, den Kerr selbst in *Der neuen Rundschau* veröffentlicht hatte:

Manchmal vergebens bemüht, „launig“ zu sein; frohere Verse zu kritisieren; es geht nicht.

Eins ist klar – wie es auch kommt:
Wir arbeiten prompt.
Eins ist klar: wir arbeiten stramm
Nach dem Programm.
Eins erkennt man deutlichen Blicks:
Wir arbeiten fix.
Diese Handlungsweise ist sehr zu billigen,
Denn die Feinde wollen uns vertilligen ...

Es geht nicht.
Auch wenn man einen Segensspruch formen will; etwa so:

[...]
Weises England! deine Mörser müßten
Platzen – fern von unsren Küsten.
Hoher See bewegter Gang
Mach’ dich katzenjammerkrank.
Wünsche dir mit letzter Suada
Alle Freuden der Armada.

Edles Frankreich! wurdest überstimmt,
Wenn der Knutusoff die Zügel nimmt ...
Allen Führern bei der Deutschlandhetze
Wünsch ich Bandwurm, Hühneraugen, Krätze,
Zur Ernährung schimmelfeuchtes Stroh –
Und noch Rheumatismus im Popo.

Es geht nicht.⁶¹

59 F 717–723, 49; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,049>.

60 In F 406–412, 120; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/406,120>; ist der Vorwurf noch wesentlich pointierter zugespitzt. Dort formuliert Kraus: „Die Bessern gehen und die Schlechtern bleiben. Nicht sterben müssen sie. Sie können schreiben.“

61 F 717–723, 50–51; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,050>.

Ein knapper palintextueller Kommentar genügt, um die Kritik des Satirikers auf Kerr zurückzulenken: „Es geht wirklich nicht.“⁶² Das Hinzusetzen der adverbial gebrauchten Adjektivform „wirklich“ bewirkt die vollständige Veränderung der Ausagerichtung. Diese wendet sich nunmehr gegen den Urheber selbst, indem dessen sprachliche Unfähigkeit festgestellt und gleichzeitig das moralische Urteil gesprochen wird. Auf kleinstem Raum entsteht die für Kraus’ Zitierstil typische semantische Doppelkonnotation, die selbst in extremer Verdichtung und Zuspitzung noch das stilistisch-ethische Urteil formuliert.

Schließlich wird Kerr auch das folgende Gedicht zugeschrieben:

Aus Rußland

Nun hat man im Reiche des weißen Despoten
Den ersten sittlichen Anlauf genommen,
Und hat den Brantweinverkauf verboten,
Den wackeren Truppen zu Nutz und Frommen.

Sie sollen sich fern von der Wodkiflasche
Allmählich gewöhnen ans Wassertrinken,
Damit der Geschmack sie nicht überrasche,
Wenn sie in die Seen Masurens versinken.⁶³

Das Privatklageverfahren Kraus gegen Kerr vor dem Amtsgericht Charlottenburg wegen Ehrenbeleidigung

Die Zuschreibung des Gedichtes „über die masurischen Seen“ nimmt Kraus in dem Text „Ein Friedensschuch“ allerdings wieder zurück,⁶⁴ da Kerr zuvor die Urheberschaft vehement bestritten hatte.⁶⁵ Dennoch bleibt er bei seinem Kernvorwurf:

Und nun erdreiste sich der Mann, der schon seit jeher den „Krieg der Besten gegen die Bestien“ propagiert haben will – nun erdreiste er sich, die Vermutung, daß er im Krieg der Bestien in Grausamkeit versiert war, in jener scheußlich gewitzten Grausamkeit, die das eigene Leibeswohl hinter der Schanze eines Schreibtisches deckt, für „einfachen Schwindel“ zu erklären!⁶⁶

Kerr reagiert auf diesen Text zunächst nicht, erst deutlich später bezeichnet er Kraus in einem Feuilleton, ohne erkennbaren Bezug, als „Karlchen Kraus, der kleine mieße Verleumder mit moralischem Kitschton.“⁶⁷

62 F 717–723, 51; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,051>.

63 F 717–723, 55; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/717,055>.

64 Vgl. F 735–742, 81; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/735,081>.

65 Vgl. F 735–742, 78; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/735,078>.

66 F 735–742, 87; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/735,087>.

67 Vgl. Paul Schick: *Karl Kraus*, 118.

Kraus erhebt daraufhin aufgrund dieser Äußerungen am 8.3.1927 Privatklage gegen Kerr vor dem Amtsgericht Berlin Charlottenburg wegen Ehrenbeleidigung.⁶⁸ Das Ziel: die strafrechtliche Verurteilung.⁶⁹ Nach Eröffnung des Verfahrens antwortet Kerr seinerseits mit anwaltlichem Schriftsatz vom 23.6.1926, in dem er die Widerklage beantragt.⁷⁰ Kraus habe ihn in dem Text „Mein Vorurteil gegen Piscator“, erschienen im *Fackel*-Heft Nr. 759–765, S. 45–75, seinerseits beleidigt.⁷¹ Darin habe Kraus die Kritiken des Angeklagten „Fürze“ genannt und ihn selbst in höhnischer Absicht (in Bezug auf die Beschäftigung beim Verlag Rudolf Mosse) als „Mosses Eintänzerich“ bezeichnet.⁷² Im weiteren Verlauf des Verfahrens verfassen sowohl Kraus als auch Kerr einen bzw. zwei Schriftsätze, mit denen sie bestrebt sind, das Gericht zu überzeugen.⁷³ Letztlich wird das Verfahren aber mit Beschluss vom 24.2.1928 auf Anregung des Anwalts von Kerr eingestellt.⁷⁴ Dieser hatte die Fortsetzung für wenig fruchtbar erachtet,⁷⁵ worauf Kraus’ Berliner Anwalt einging, nicht aber ohne der Gegenseite im Auftrag von Kraus und Samek zu übermitteln, dass die Klägersseite nur der prozessualen Erledigung der Sache zugestimmt habe, nicht aber der kulturpolitischen.⁷⁶

Ankündigung der Veröffentlichung der Schriftsätze aus dem Privatklageverfahren in der *Fackel* Nr. 781–786

Nach dem Ende des Prozesses nimmt Kraus im *Fackel*-Heft Nr. 781–786 in dem Text „Wer glaubt ihm?“ ausführlich Stellung,⁷⁷ wobei er noch den Untertitel „Ich treib’ aus jeder Stadt hinaus den Schuft“ hinzusetzt.⁷⁸ Damit ist das „kulturpolitische Programm der *Fackel*“ in Bezug auf Kerr eindeutig definiert. Denn der Untertitel ist

68 Vgl. Hermann Böhm: *Karl Kraus contra ... Die Prozeßakten der Kanzlei Oskar Samek*, Bd. 1, 1922–1927, 247.

69 Vgl. ebd. 247. In F 686–690, 31; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/686,031>; wird außerdem deutlich, dass Kraus die Möglichkeit einer Klage wegen gelegentlicher abfälliger Bemerkungen Kerrs schon früher erwogen hatte. Diese waren ihm daher im Grundsatz nicht unwillkommen, denn sein angestrebtes kulturpolitisches Ziel bestand darin, die „exemplarische Erörterung der Kriegsleistung des Herrn Kerr“ öffentlichkeitswirksam feststellen zu lassen, um Kerrs Autorität und seinen Einfluss auf das Berliner Kulturleben endgültig zu untergraben. Die vielfältigen Angriffe in der *Fackel* gegen Kerr sind in ihrer kalkulierten Systematik vor diesem Hintergrund zu sehen. Sowohl die juristische als auch die publizistische Strategie konvergieren in diesem Punkt.

70 Vgl. ebd., 256.

71 Vgl. ebd.

72 Vgl. ebd.

73 Vgl. ebd., 258–263.

74 Vgl. ebd., 264.

75 Vgl. ebd.

76 Vgl. ebd., 269.

77 Vgl. F 781–786, 10–39; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/781,010>.

78 Ebd., 10.

ein ironisch-metatextueller Verweis auf die zuvor gegen den Verleger Emmerich Bé-
kessy geführte Kampagne,⁷⁹ in deren Verlauf es Kraus tatsächlich gelang, Bé-
kessy aus Wien zu vertreiben.⁸⁰ Kraus hatte seinerzeit im *Fackel*-Heft Nr. 695–705 (S. 145)
getitelt: „Hinaus aus Wien mit dem Schuft!“⁸¹ Für Kerr gilt Ähnliches. Er soll wie
Békessy – als Schuft gebrandmarkt – aus der Stadt vertrieben werden. Der Titel gibt
diesbezüglich die strategische Marschroute vor. Kraus erachtet es für nötig, die Öff-
fentlichkeit von der moralischen Legitimität des Kampfes zu überzeugen. Die ge-
wählte Formulierung „Wer glaubt ihm?“ leitet eine neue Phase der Auseinanderset-
zung ein. Nachdem Kraus vor Gericht kein Erfolg beschieden war, wird der Prozess
mit publizistischen Mitteln fortgesetzt. In der *Fackel* und im Vortragssaal. Kraus
schreibt:

Ich nenne ihn [Kerr] einen Schuft und ich bin bereit, die Beweise dafür,
daß er es ist, vor jedem gerichtlichen Forum, Wiens oder Berlins, zu er-
bringen. Diese Beweise umfassen zunächst vier Punkte. Er hat in selbst-
verfaßten Schriftsätzen an das Amtsgericht Charlottenburg, vor dem ich
ihn angeklagt hatte, mich an der Hand von Zitaten [...] des Vaterlands-
verrats beschuldigt und sich selbst als deutschnationalen Patrioten darge-
stellt. Er hat mich weiter wider besseres Wissen beschuldigt, durch mein
Gedicht „Apokalypse“ ein Plagiat an der Offenbarung Johannis began-
gen zu haben und dergleichen mehr. Meine Klage war gegen den von ihm
erhobenen Vorwurf der „Verleumdung“ gerichtet, die darin bestanden
haben soll, daß ich ihm gelegentlich der Kontrastierung seiner Tätigkeit
als Kriegerlyriker [...] und seiner pazifistischen Haltung nach dem Krieg
unter vielen schändlichen Gedichten, die unter dem nom de guerre
„Gottlieb“ erschienen waren, eines irrtümlich zugeschrieben hatte. Ich
war genötigt, die Klage gegen ihn – zugleich mit der Zurückziehung sei-
ner Widerklage gegen mich – fallen zu lassen, weil er es mir durch bestän-
diges Einbringen von neuen Schriftsätzen an dem Tage vor jedem immer
wieder angesetzten Termin unmöglich gemacht hatte, sie durchzuführen.
Aber ich habe seine Schriftsätze erbeutet, die ich ohne diese rein juristi-
sche Erledigung der Sache nicht hätte veröffentlichen können und aus
denen ich seine Schuferei beweisen will.⁸²

Die Beweiserörterung ist angekündigt. Sie wird sowohl auf der juristischen als auch
auf der publizistischen Ebene, wie im Folgenden gezeigt wird, explizit auf einzelne
Texte der *Fackel* rekurren. Diese dienen Kraus zur Legitimierung seiner Haltung
und seiner Angriffe auf Kerr. Die Antwort auf die programmatische Titelüberschrift
„Wer glaubt ihm?“, die sich als palintextueller Verweis in Form einer rhetorischen
Frage direkt gegen Kerr wendet, steht gleichwohl bereits fest. Kraus zeigt dies an-

79 Vgl. F 697–705, 145; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/697,145>.

80 Vgl. F 732–734, 1; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/732,001>.

81 An dieser Stelle wird einmal mehr die komplexe intertextuelle Sem-
antik des Kraus’schen Stils deutlich, denn es liegt gleichzeitig ein
Selbstzitat vor. Kraus rief die Parole zuvor in der 200. Wiener
Vorlesung gemeinsam mit seinem Publikum; F 691–696, 36;
<https://fackel.oeaw.ac.at/f/691,036>.

82 F 781–786, 11–12; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/781,011>.

hand eines kurzen Zitats. Denn der Theaterkritiker hatte nach dem Ende des juristischen Verfahrens – im Hinblick auf die Vortragstätigkeiten von Kraus in Berlin – am 29. März 1928 in der Abendausgabe des *Berliner Tagblattes* geschrieben:

Die faden Fehden.

Ein Wiener Literat (ich nenne den Namen nicht: um ihn zu ärgern) hat in einer „Vorlesung“ unsaubere Beschimpfungen wider mich versucht. (Wer glaubt ihm?)⁸³

Der satirische Kommentar der *Fackel* muss lediglich ergänzen: „[Stürmische Unterbrechung. Das Auditorium ruft: Alle!]“ Damit bezieht sich Kraus auf die zustimmende Reaktion des Publikums während eines Vortrags, den er am 30. März 1928 in Berlin u.a. über die jüngste Entwicklung seines Kampfes gegen Kerr gehalten hatte.⁸⁴ Auf diese Weise entsteht in nuce ein fiktiver subversiver satirischer Dialog,⁸⁵ der Kerrs Streben um die öffentliche Deutungshoheit in der Angelegenheit konterkariert und stattdessen, zumindest in der *Fackel*, Kraus' Position als die einzig legitime ins Recht setzt, wodurch die weitere diskursive Entwicklung entscheidend vorgeordnet wird.

Insgesamt ist festzustellen, dass Kraus das Privatklageverfahren gegen Kerr, so wie es sich anhand der Samek-Akten rekonstruieren lässt, im Kern korrekt in der *Fackel* wiedergibt. Er erwähnt allerdings nicht, dass die Klageerhebung per se im Wesentlichen auf einer juristischen Fehleinschätzung seines Berliner Anwalts Victor Fraenkl beruhte,⁸⁶ da dieser im vorprozessualen Briefwechsel mit Samek auf dessen explizite Anfrage die Erfolgsaussichten einer Widerklage Kerrs falsch eingeschätzt hatte.⁸⁷ Fraenkl hatte die Auffassung vertreten, dass es fraglich sei, ob Kerr vor einem Berliner Gericht überhaupt eine Widerklage wegen Beleidigungen in der *Fackel* erheben könne, Kraus sei kein deutscher Staatsbürger.⁸⁸ Zudem könne er nicht wegen Verbreitung der *Fackel* in Berlin verklagt werden, da diese kein deutsches Druckzeugnis sei.⁸⁹ Hierauf ließ Samek im Auftrag von Kraus die Klage einreichen.⁹⁰ Im Fortgang des Prozesses revidierte Fraenkl dann aber seine ursprüngliche Auffassung und wies in einem Schriftsatz an Samek darauf hin, dass er eine Zulässigkeit der Widerklage für möglich halte, da die Verbreitung der *Fackel* in Deutschland mit Wissen und Kenntnis des Privatklägers erfolgt sei.⁹¹ Eine Verurteilung von Kraus wegen formaler Beleidigung im Rahmen der Widerklage sei möglich.⁹²

83 F 781–786, 17; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/781,017>.

84 Vgl. F 781–786, 12 u. 17; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/781,012>.

85 Zu dieser von Kraus häufig angewandten Technik vgl. Gilbert Carr: *Demolierung – Gründung – Ursprung. Zu Karl Kraus' frühen Schriften und zur frühen Fackel*, Würzburg 2019, 620.

86 Vgl. F 781–786, 12. Kraus schreibt hier lediglich, dass er genötigt gewesen wäre, seine Klage bei gleichzeitiger Zurückziehung der Widerklage fallen zu lassen.

87 Vgl. Hermann Böhm: *Karl Kraus contra ...*, Bd. 1, 1922–1927, 247.

88 Vgl. Dokument 68.2.

89 Vgl. ebd.

90 Vgl. Hermann Böhm: *Karl Kraus contra ...*, Bd. 1, 1922–1927, 247.

91 Vgl. ebd., 257–258.

92 Vgl. ebd., 262.

Kraus unterlässt es, den Lesern der *Fackel* mitzuteilen, dass es zu einer Privatklage gegen Kerr nicht gekommen wäre, wenn er und seine Anwälte die Erfolgsaussichten der Widerklage besser beurteilt hätten und er sich bei der juristischen Verfolgung seines eigentlichen übergeordneten kulturpolitischen Ziels, „der duplierten Öffentlichkeit [...] die Tätigkeit des Herrn Kerr während des Kriegs zur Anschauung [zu] bringen“,⁹³ zu allererst von prozessual-pragmatischen Überlegungen leiten ließ.⁹⁴ Stattdessen formuliert er in der *Fackel* nur undeutlich und verklausuliert:

Dazu kamen außerordentliche Schwierigkeiten der deutschen Prozeßführung, die dem entfernten und ungemäß vertretenen Ausländer erwuchsen, da nämlich Herr Kerr sich auf die Bestimmung zurückzog, wonach er für einen Schimpf, der als „sofortige Erwiderung“ aufzufassen sei, Straflosigkeit erwirken konnte, und diese Taktik noch durch eine Widerklage kompliziert wurde, die er gegen mich angestrengt hatte.⁹⁵

Damit wird die Schuld für den aus Kraus' Sicht enttäuschenden Ausgang des Prozesses einseitig auf Kerr verlagert, ohne zur Kenntnis zu nehmen, dass die Widerklage dem formalbeleidigten Beklagten gerade ein vom Gesetzgeber bewusst geschaffenes juristisches Mittel in die Hand gibt, seinerseits rechtswidrige und schuldhaft erfolgte Beleidigungen abzuwehren.⁹⁶ Die Darstellung in der *Fackel* suggeriert stattdessen eine moralische und faktische Eindeutigkeit des zugrundeliegenden Sachverhalts, die sich anhand der Prozessakten nicht belegen lässt.

Der Höhepunkt des Kampfes: Kraus' intertextueller Gerichtsprozess gegen Kerr im *Fackel*-Heft Nr. 787–794

Im Folgeheft Nr. 787–794 kommt es schließlich wie angekündigt zur Veröffentlichung der Prozessakten. Kraus widmet dem kulturpolitischen Kampf gegen Kerr das gesamte Heft. Es besteht aus einem einzigen Text. Titel und Titelzusatz lauten:

93 F 781–786, 18; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/781,018>.

94 Vgl. Hermann Böhm: *Karl Kraus contra ...*, Bd. 1, 1922–1927, 246–247; vgl. ferner Dokument 68.3, dort weist Samek im vorprozessualen Schriftverkehr mit Fraenkl darauf hin, dass Kraus eine Widerklage nur deshalb vermeiden wolle, weil er nicht die Unannehmlichkeiten auf sich nehmen wolle, vor einem Berliner Gericht zu erscheinen. Dies ändert aber nichts an dem Befund, dass Kraus und Samek, die Klageerhebung von prozessualen Vorfragen abhängig machten, auf die Kraus in der *Fackel* – wenn überhaupt – nur sehr oberflächlich eingeht.

95 F 787–794, 19; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,019>.

96 Erst im Folgeheft Nr. 787–794 (S. 6); <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,006>; konzidiert Kraus *expressis verbis* die Legitimität der Widerklage, wenn er schreibt: „Die Widerklage, in die er sich geflüchtet hatte, schien nach dem Vergleich, dem mein Vertreter provisorisch zustimmte, eine ernste Gefahr der Entwertung meiner Klage. Die ‚kritischen Fürze‘, die von ihrem Urheber inkriminiert waren, hätten möglicherweise seinen Vorwurf der ‚Verleumdung‘ aufgewogen, [...]“.“

Der größte Schuft im ganzen Land ...

Wo ist der Bube? Laßt mich sehn sein Antlitz, Daß wenn ein Mensch mir
vorkommt, der ihm gleicht, Ich ihn vermeiden kann.
Shakespeare⁹⁷

Ein weiteres Mal wird der Begriff „Schuft“ aufgegriffen. Er ist sowohl palin- als auch metatextuell konnotiert. Auf der metatextuellen Ebene wird der Text im Kanon der großen Polemiken der *Fackel* verankert. Das Wiederaufgreifen des Schuft-Motivs signalisiert die unmissverständliche Fortsetzung der im Vorgängerheft postulierten kulturpolitischen Strategie: Kerrs Vertreibung aus Berlin. Palintextuell wird das moralische Urteil gesprochen. Die Wendung beinhaltet ein Teilzitat des Sprichworts „Der größte Schuft im ganzen Land ist der Denunziant“.⁹⁸ Sie wird zudem durch den Verweis auf Shakespeare beglaubigt und dadurch auf die literarisch-fiktionale Ebene transponiert. Kerr wird auf diese Weise zum Symbol des überzeitlichen Erzscherken stilisiert. Der feststellende Sprachduktus und die formal herausgehobene Gestaltung erinnern an den Tenor eines Gerichtsurteils. Kerrs Verbrechen, die Denunziation, wird festgestellt und durch die abschließende Setzung des Namens „Shakespeare“ als absolut und universell gültig gebrandmarkt. Denn „Shakespeare hat alles vorausgewusst“. Dieses Paradigma hatte Kraus schon in seiner frühen sozialkritischen Phase in dem programmatischen Aufsatz „Sittlichkeit und Criminalität“ für sich als bindend formuliert.⁹⁹

Nach der Verkündung des Tenors schreitet das intertextuelle Gerichtsverfahren gegen Kerr zur Beweisaufnahme. Es erfolgt die ungekürzte Zitierung der sich auf den Streitstand beziehenden juristischen Korrespondenz – mit einer gewichtigen Einschränkung:

Die vorangegangenen Schriftsätze des gegnerischen Anwalts, des deutschnationalen Sozialdemokraten Wolfgang Heine, schalte ich geflissentlich aus der Betrachtung aus. So wichtig sie als Dokumente der sogenannten „Mentalität“, des fortwirkenden politischen Greuels eines Nachkriegsdeutschland wären, und so deutlich in ihnen die Gesinnung des Klienten zum Ausdruck kommt, so sind sie doch nur Advokatenarbeit, unerheblich neben den Autorwerken, zu denen sich der Klient persönlich, wenngleich bloß für Gerichtszwecke, bekannt hat.¹⁰⁰

Daraus sind – neben der kulturkritischen Diagnose – Wertung, Selbstverständnis und Methode des Satirikers ableitbar. Kraus begreift sich als Künstler, die *Fackel* ist ein literarisch-satirischer Gegendiskurs mit zeitkritischer Stoßrichtung. Eine Zitierung, zumal eine vollständige, ist unter diesen Prämissen nur dann zu rechtfertigen, wenn es sich um exemplarische Fälle handelt, die auf der sprachkritischen Ebene gerade durch den Abdruck im Wortlaut desavouiert werden sollen. Hierfür kommen in erster Linie journalistische Texte in Betracht, da Kraus die Zeitungen als Ausdruck

97 F 787–794, 1; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,001>.

98 Vgl. F 781–786, 21; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/781,021>.

99 Vgl. F 115, 3; ferner Edward Timms: *Satiriker der Apokalypse*, 80–83.

100 F 787–794, 6–7; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,006>.

der Zeit deutet und bekämpft.¹⁰¹ Sie sind die Ziele seiner Sprach- und Kulturkritik.¹⁰² Für anwaltliche Texte, die als Fachtexte in aller Regel keinen unmittelbaren öffentlichkeitswirksamen Bezug haben, gilt dies nicht in gleichem Maße. Sie sind als reine „Advokatenarbeit“ für die Satire, die auf Allgemeingültigkeit zielt, nur dann interessant, wenn sie im Sinne der kultur- und gesellschaftspolitischen Ziele der *Fackel* funktionalisiert werden können. Kerr dagegen repräsentiert für Kraus den Prototyp des Schurken. Auf ihn richtet der Satiriker seine schärfste Waffe: das vernichtende Zitat. Die von ihm formulierten juristischen Schriftsätze werden daher im vollen Wortlaut zitiert.¹⁰³ Aus satirischer Sicht gleicht dieser Vorgang der Verhängung der Maximalstrafe.

Wie bereits eingangs dargelegt können die zugrunde liegenden Schriftsätze aufgrund des enormen Umfangs und der hochkomplexen Verweisungsichte des Kraus'schen und auch des Kerr'schen Stils im Rahmen dieser Darstellung jeweils nur selektiv in Form von kleinen argumentativen Ausschnitten behandelt werden, die schlaglichtartig jeweils die für Kraus typischen intertextuellen Funktionalisierungen beleuchten. Zunächst soll daher der erste Schriftsatz Kerrs summarisch erläutert und dargestellt werden, bevor die Replik von Kraus thematisiert wird.

Es ist interessant, dass Kerrs erster verteidigender juristischer Schriftsatz an das Amtsgericht Charlottenburg deutliche stilistische Parallelen zu seinen journalistischen Texten aufweist. Er ist gleichfalls abschnittsweise unterteilt und mit römischen Ziffern versehen, sodass er sich von herkömmlichen anwaltlichen Schriftsätzen, die typischerweise im Gutachtenstil formuliert sind und sich an den gesetzlichen Tatbestandsmerkmalen orientieren, eindeutig unterscheiden lässt.¹⁰⁴ Kerr trägt hier u.a. folgende Argumente vor:

[...]

Herr Kraus zitiert Gedichte, die ich in der Monatsschrift „Neue Rundschau“ 1914 veröffentlicht habe, zwar wörtlich, indem er jedoch als Routinier durch die Bemäntelung des Zusammenhangs den Eindruck hervorzurufen weiß, als ob ich diese Gedichte nicht selber mißbilligt hätte. Er zitiert später einiges davon ausdrücklich so, als ob ich den Inhalt billigte. Er verleumdet [...] wider besseres Wissen.¹⁰⁵

[...]

Kraus hat die Verfasserschaft eines Gedichtes, welches die in den Masurischen Seen Sterbenden verspottet, wahrheitswidrig mir nachgesagt [...]. Ich habe dieses Gedicht niemals verfaßt. Ich

101 Vgl. Joachim Stephan: *Satire und Sprache*, 40.

102 Vgl. Helmut Arntzen: *Die Funktion der Polemik bei Karl Kraus*, 49, der darauf hinweist, dass Kraus in seinen Polemiken überwiegend Journalisten angegriffen habe.

103 Dass Kerr die von Kraus publizierten Schriftsätze tatsächlich eigenhändig verfasst hat, lässt sich insbesondere anhand seiner Unterschrift und der verwendeten ich-Form nachweisen. Vgl. Hermann Böhm: *Karl Kraus contra ...*, Bd. 1, 1922–1927, 258 u. 263; ferner F 787–794, 9–10; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,009>.

104 Vgl. F 787–794, S. 29–30; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,029>.

105 F 787–794, 9; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,009>.

habe niemals Grausamkeiten geäußert, wie dieses Gedicht sie enthält, das qualvoll in den Tod Sinkende verhöhnt. Ich lege Wert auf die Feststellung, daß ein solches Verspotten Hinscheidender mir unendlich widerstrebt hätte. Herr Kraus hat bedenkenlos und prüfungslos die Unwahrheit gesagt. Die wirklich im Krieg von mir verfaßten Gedichte hatten immer nur die Tendenz dem eigenen bedrängten Lande zu helfen; sie waren oft satirischderb – aber wesensverschieden von diesem [...] Gedicht.¹⁰⁶

[...]

Ich hatte zuletzt eine seiner Vorlesungen in Berlin durchaus maßvoll, aber nicht zustimmend im „Berliner Tageblatt“ kritisiert. Von da ab setzten seine Angriffsversuche wider mich intensiv und systematisch ein.¹⁰⁷

[...]

Ich wiederhole nach alledem: den Kernpunkt bildet für mich der von Kraus wider besseres Wissen geschriebene verleumderische Satz: daß ich während des Weltkriegs „in Grausamkeit versiert war, in jener scheußlich gewitzten Grausamkeit, die das eigne Leibeswohl hinter der Schanze eines Schreibtisches deckt“.¹⁰⁸

Die Verteidigungsstrategie zielt darauf ab, vor Gericht deutlich zu machen, dass er zwar nationalistische Kriegsgedichte verfasst habe – um „dem eigenen bedrängten Lande zu helfen“ –, er diese aber kritisch sehe und bereits zum Zeitpunkt der Publikation kritisch gesehen habe, und dass er insbesondere keine Gedichte verfasst habe, die Sterbende verhöhnt hätten. Kraus’ Impuls, eine Klage gegen ihn anzustrengen, erklärt er implizit mit verletzter Eitelkeit, die von einer „nicht zustimmenden Besprechung“ herrühre. Gegen den Kernvorwurf der propagandistischen Feigheit, so wie ihn Kraus in dem Text „Ein Friedenssch“ erhoben hatte, verwahrt sich Kerr nachdrücklich.

Kraus versucht, diese Argumentation seinerseits wie folgt zu entkräften:

[...]

Völlig unergründlich scheint, wieso eine „Verleumdung wider besseres Wissen“ [...] in der wörtlichen Zitierung von Gedichten des Herrn Kerr aus diesem Aufsatz in der ‚Neuen Rundschau‘ (September 1914) gelegen sein könnte. [...]. Aber die Besonderheit seiner Anschauung und seines schalkhaften Stils zugegeben und daß er etwa an das Ende der Verse von „Bandwurm, Krätze, Rheumatismus im Popo“ u. dgl. die Worte setzt: „Es geht nicht“ – was ich ja auch in Nr. 717/723 ausdrücklich zitiert habe –, so ist es doch klar, daß Herr Kerr eine Anschauung, der er gleichfalls zugänglich war, zum Ausdruck bringen wollte und daß es eben doch „ging“, mochte er sich auch der Unmenschlichkeit und Problematik solchen Geschreibes einen Moment lang bewußt sein.¹⁰⁹

106 Ebd., 11–12; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,011>.

107 Ebd., 14; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,014>.

108 Ebd., 24; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,024>.

109 Ebd., 31–32; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,031>.

[...]

Ich habe das Gedicht dem Herrn Kerr wegen der von ihm nicht verleugneten Gedichte zugetraut – doch diese bleiben in nichts vor jenem zurück! [...]. Denn es geht doch wirklich nicht, daß eine dichterische Phantasie, die zur Ernährung schimmelfeuchtes Stroh bereit hat, sich gegen die Zumutung aufregt, daß sie auch für Sumpfwasser gesorgt habe.¹¹⁰

[...]

Diese Lesart dürfte in der Geschichte der polemischen Literatur kein Beispiel haben. [...] [K]ein literarischer Leser in Berlin war sich 1924 darüber im Unklaren, daß die ungünstige Kritik des Herrn Kerr – weitaus günstiger als seine berühmte Antwort in der Jagow-Sache – noch immer ein Echo jenes unverschmerzten Angriffs gebildet hat und vor allem die Quittung für alles zwischen 1914 und 1924 gegen die Kriegsliteratur Vorgebrachte. Ich hatte, von zahllosen anderen Äußerungen über die stilistische Figur abgesehen, im Jahre 1911 (31. März, Nr. 319/20: „Der kleine Pan ist tot“; 29. April, Nr. 321/22: „Der kleine Pan röchelt noch“; 2. Juni, Nr. 324/25: „Der kleine Pan stinkt schon“; 8. Juli, Nr. 326/28: „Der kleine Pan stinkt noch“) eine Polemik gegen ihn geführt, von der man kaum sagen könnte, sie sei nicht intensiv und nicht systematisch gewesen. [...]. Ich lege dem Gericht die Hefte mit den Aufsätzen vor, [...].¹¹¹

[...]

Der Beklagte „wiederholt nach alledem“: den Kernpunkt bilde für ihn der von mir wider besseres Wissen geschriebene verleumderische Satz, daß er während des Weltkriegs „in Grausamkeit versiert war, in jener scheußlich gewitzten Grausamkeit, die das eigne Leibeswohl hinter der Schanze eines Schreibtisches deckt“. Ich wiederhole, daß seine Tätigkeit [...] von der ich dem Gericht zahlreiche, auch von mir noch nicht gedruckte Proben überreicht habe, diesen Eindruck gemacht hat, nicht nur bei mir, sondern bei allen, die sie kennen gelernt haben.¹¹²

Kerrs Bestreben, sich von seinen Kriegsgedichten zu distanzieren, wird erneut der pointierte palintextuelle Verweis „Es geht nicht“ entgegengestellt und bezogen auf den Anlass variiert. Auf der intertextuellen Ebene wird damit Kraus' Sprachdenken unmissverständlich akzentuiert: Die Sprache entlarvt im Zitat ihren Sprecher, sie wird als Erkenntnismedium absolut gesetzt. Ist diese Erkenntnis – wie im Fall Kerr – einmal gewonnen, gilt das sprachliche Urteil, das die Sprache über ihren Sprecher verhängt, ausnahmslos fort. Es reproduziert und rekombiniert sich in der satirischen Gestaltung gemäß den jeweiligen Anlässen, unabhängig davon, ob diese juristischer oder publizistischer Natur sind. Der einleitende palintextuelle Verweis „Bandwurm, Krätze, Rheumatismus im Popo“ fungiert als inhaltlich-stilistischer Nachweis. Die metatextuelle Referenz, die das zugrunde liegende *Fackel*-Heft benennt, untermauert den sprachlich-ethischen Befund, indem sie ihn für das Gericht als konkretes Beweisangebot konzipiert. Das fälschlicherweise zugeschriebene Gedicht kann Kerr folglich auch nicht entlasten, denn der Kernvorwurf bleibt unverändert: „Es geht nicht.“

110 Ebd., 49–50; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,049>.

111 Ebd., 57–58; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,057>.

112 Ebd., 82; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,082>.

Die Behauptung, Kraus habe ihn wegen einer ungünstigen Besprechung angegriffen, kontert dieser gleichfalls mit einem metatextuellen Gegenbeweis: dem explizit hervorgehobenen Verweis auf die *Pan*-Polemiken bezüglich der Jagow-Affäre, der von dem impliziten Verweis auf Kerrs polemisches „Krätzerich“-Gedicht flankiert wird.

Schließlich wird Kerrs Fazit, dass für ihn der Satz, dass er „in Grausamkeit versiert war, in jener scheußlich gewitzten Grausamkeit, die das eigne Leibeswohl hinter der Schanze eines Schreibtisches deckt“, den Kernpunkt bilde, auf ihn selbst zurückgelenkt. Kraus zitiert die Passage seinerseits, macht aber durch den palintextuellen Gebrauch des Verbs ‚wiederholen‘ deutlich, dass er an seiner Position unverändert festhält.

Nachdem die Beweisaufnahme abgeschlossen ist, wird Kerr selbst zum ‚Zeugen‘ aufgerufen.¹¹³ Seine konkreten satirischen Absichten, die mit diesem Kunstgriff verbunden sind, erläutert Kraus folgendermaßen:

Zum Formproblem ist ein Wort notwendig. Da er das Nummernsystem verläßt und fortlaufend schreibt, so begibt er sich leider der letzten Möglichkeit, den Leser zu spannen, und es ist an mir, dem Fortlaufen, das dieser mitmachen könnte, durch sofortigen Einspruch zu begegnen. Da ich meinerseits kein gerichtliches Schriftstück mehr zu veröffentlichen habe, das in extenso wiederzugeben wäre, so kann ich Kerrs Werk in die Absätze auflösen, die seinem schöpferischen Atem angemessen sind. Um es bloß als Ganzes und nicht auch im Satzbild zu zerstören, werde ich dabei so gewissenhaft vorgehen, daß man typographisch genau die Stelle erkennen wird, wo ich den Autor unterbrochen habe, um ihm eben dort wieder das Wort zu erteilen. Vor allem aber wird er mir für die künstlerische Mühe, die ich an ihn gewandt habe, dankbar sein müssen. Wenn ich ihn nicht unterbrähe, wäre seine Rede abgehackt; als Privatäußerung, die sie ist, kaum in einem Brief lesbar. Ich erwerbe ihm Spannung; ich stelle ihn in einen großen stilistischen Zusammenhang, den er sich nie erträumt hätte.¹¹⁴

Der Satiriker überliefert seine Objekte der Nachwelt, indem er die inkriminierte Sprache in den eigenen Text integriert. Der dadurch erzeugte ästhetische und semantische Kontrast fixiert das zitierte Wortmaterial negativ und transzendiert es – so darf Kraus an dieser Stelle verstanden werden – ins Überzeitliche. Die hierfür erforderliche Bedingung ist das Zerschneiden der formalen Geschlossenheit mittels des dekonstruierenden Zitats, welches die zunächst typographisch gegebene Struktur des Prätextes kommentierend oder dialogisierend auflöst.

Kerrs rechtfertigende Einlassungen aus seinem zweiten Schriftsatz, die seine Motivation betreffen, Kriegsgedichte zu schreiben, werden daher im Rahmen dieser spezifischen Perspektive grundsätzlich in Zweifel gezogen:

„[...] Herr Karl Kraus glaubt etwas Satirisches zu sagen, wenn er von meiner Mischung aus vaterländischen und menschlichen Eigenschaften spricht (er nennt es deutschnationale und kosmopolitische Eigenschaften). Er weiß nicht, daß er hier die Wahrheit sagt.“

113 Vgl. ebd., 87; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,087>.

114 Ebd., 88–89; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,088>.

Noch braver. Aus vaterländischen und menschlichen Eigenschaften zusammengesetzt [...] – das muß doch dem Gericht wohlgefallen! Aber wenn ich zu diesem Punkt etwas Wahres sage, kommt immer etwas Satirisches heraus.

„[...] Er behauptet, daß ich mich ‚für das Gericht‘ als Patrioten ‚darstelle‘ und mich ‚als Musterdeutschen offeriere‘ – weil ich (rechtens!) in meinem früheren Schriftsatz gesagt habe, daß es mir widerstreben würde, empfundene Strophen aus Not und Bedrängnis diesem Herrn Kraus zu unterbreiten; sondern daß ich es für die Richter tue.“

Immer braver. Er tut's für die Richter, indem er erklärt, warum ers für die Richter tut. Er verwickelt sich immer mehr in Musterhaftigkeit. [...] Bis er sich schließlich nicht mehr hat helfen können.

„Ich ‚offeriere‘ mich also nicht als Musterdeutschen – sondern bloß als jemanden, der damals einen schweren Konflikt erfuhr. Ich würde ja auch einen Einbrecher oder jemanden, der etwa meine Kinder bedroht, mit Axthieben unschädlich machen, nötigenfalls Andre durch jedes Mittel dazu anfeuern – aber zugleich die tiefste Erschütterung fühlen, daß es geschehen muß. Dies war, gleichnismäßig, die Grundempfindung im Krieg – kaum die Grundempfindung für eiskalte Routiniers.“

Einen Einbrecher mit Axthieben unschädlich machen? Höchstens einen, der ihm diesen Schriftsatz hätte rauben wollen! Doch er schränkt ein: er hat bloß „Andre durch jedes Mittel dazu angefeuert“. Falsch das Bild wie die Gesinnung. Die Russen haben bei Kerr nicht eingebrochen, sondern ganz wo anders, [...]. Jene waren aber ebenso zum Einbruch in Preußen kommandiert wie die Landsleute zum Einbruch in Belgien. Er hätte die Geistesgegenwart haben sollen, gegen die Urheber des Unheils zu dichten. Das wäre nicht eiskalte Routine gewesen, sondern glühheiße Empfindung für die von phantasieloser Mechanik mißbrauchte Menschheit; und damit wäre er wahrhaft seinem „bedrängten Vaterland“ zu Hilfe geeilt.¹¹⁵

Kraus ironisiert Kerrs Aussagen gerade dadurch, dass er sie durch die Wendungen „immer braver“ und „noch braver“ hyperbolisch zuspitzt, wobei das verwendete Adjektiv „brav“ eine explizit negative Konnotation erhält. Dieses steht für eine obrigkeitsgefällige nationalistische Haltung, die kriegerische Gewalt mit den Mitteln des Journalismus legitimiert. Darüber hinaus wird der von Kerr im weiteren Verlauf verwendete Begriff des „Musterdeutschen“ indirekt beglaubigt, sodass dieser auf der intertextuellen Metaebene auf Kerr zurückgeworfen wird und seinem argumentativen Resümee bereits im Vorgriff die Legitimation entzogen wird – die palintextuelle Einschöpfung „Musterhaftigkeit“ indiziert die Verwerflichkeit der Gesinnung. Insgesamt nähert sich die zitierte Sequenz auf diese Weise einem subversiven Dialog an, dessen kritische Passagen mit palintextuellen Übernahmen angereichert sind, denen die Funktion zukommt, die jeweilige Sprecheraussage zu konterkarieren. Der abschließende Kommentar des Satirikers dekonstruiert sodann die patriotische Logik, indem er sie durch Neukontextualisierung und antithetische Gegenüberstellung

115 Ebd., 146–147; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,146>.

als inhuman entlarvt. Statt „eiskalter Routine“ hätte es „glühend heißer Empfindung“ für die geschundene und entwürdigte Menschheit bedurft. Das ist die von Kraus gegebene und explizit gegen Kerr gewendete Definition von Vaterlandsliebe. Die überzeitliche Satire konfrontiert die zur Phrase degenerierte Kriegs- und Vaterlandsmetaphorik mit ihrem humanistischen Gegenbild.

Die ‚Vernehmung‘ des Angeklagten Kerr hat ergeben, dass dieser sich „in Musterhaftigkeit“ verstrickt hat. Ihm sind Denunziation des Pazifismus aus nationalistischen Beweggründen sowie Tatsachenverdrehung vorzuwerfen. Der Satiriker formuliert im Namen der gesamten Menschheit – nicht nur des Volkes – die Entscheidungsgründe und das Urteil:

Zusammengefaßt: Er ist ein Schuft. Es liegt der denkwürdige Fall vor, daß ein Führer des geistigen Deutschland, der seine Haltung während des Kriegs durch betonte Friedensbestrebungen, [...] zu sühnen beflissen war, kein Bedenken trägt, zum Denunzianten zu werden im Stil der Aera, da es Kriegsüberwachungsämter gab, und der vorausgesetzten nationalistischen Gesinnung eines Gerichtshofs den Gegner preiszugeben.¹¹⁶ [...] „Wer glaubt ihm?“ zu fragen, da mußte ich es nur wiederholen und ein Saal antwortete mit einer Stimme: „Alle!“¹¹⁷

Das Zitat erhebt sich zum finalen Verdikt über den Sprecher. Shakespeare hat alles vorausgewusst.¹¹⁸

Resümee

Die punktuelle übergreifende Analyse der diversen Polemiken gegen Alfred Kerr zeigt eine extreme Sprachbezogenheit Kraus', die sich vorzugsweise im vernichtenden, dekonstruierenden oder auch analogisierenden bzw. legitimierenden Zitat sowie der ironischen Anspielung artikuliert. Hierbei ist es gleichgültig, ob es sich um juristische oder journalistische Texte handelt. Die Techniken sind im Wesentlichen die gleichen. Sie sind, um auf das zugrunde gelegte Modell von Peter Stocker zurückzukommen, überwiegend palin- bzw. metatextueller Natur. Denn die Sprache wird als Erkenntnismedium sui generis absolut gesetzt, um aus ihr das ethisch-moralische und auch das stilistische Urteil ableiten zu können. Eine Trennung der beiden Sphären ist, das zeigen die Prozessakten, kaum möglich, da publizistische und juristische Strategien einander bedingen, miteinander korrelieren und sich auch ge-

116 Ebd., 200; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,200>.

117 Ebd., 207; <https://fackel.oeaw.ac.at/f/787,207>.

118 Zum Begriff des Vorauswissens vgl. António Ribeiro: Nachwelt als diskursives Verfahren in der *Fackel*, 95, der Folgendes schreibt:
„[D]as ‚Vorauswissen‘ Shakespeares ist keine gleichsam magische Eigenschaft, sondern braucht die Bestätigung durch die Wiederholung im neuen diskursiven Rahmen, es wird im Grunde erst durch das Zitat produziert.“ D.h. in der folgerichtigen Anwendung auf den Einzelfall bestätigt sich der zeitlose Wert des Werkes Shakespeares für den Satiriker Karl Kraus.

genseitig abwechseln. Interessant ist im Hinblick auf die Rechtsakten in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass Kraus die *Fackel* gezielt als Gegen- bzw. Metadiskurs einbindet, indem er sie zur juristischen Beweisführung heranzieht.

Im sprachlich pointierten Urteil des Satirikers manifestiert sich schließlich die vollständige „nachsöpferische“ Perspektive. Diese bedingt, um universelle Wirkung zu entfalten, den intertextuellen Rekurs, der nicht selten von Shakespeare abgeleitet ist, da Shakespeares Werk (gleiches gilt auch für Goethe und Nestroy) für Kraus eine paradigmatisch-normative Relevanz schlechthin zukommt.¹¹⁹ So bringt der Satiriker – stellvertretend für eine höhere moralische Gerechtigkeit – die Schande und die Verirrungen seiner Zeit vor Gericht, um sie einer würdigen Nachwelt als mahnende Warnungen zu überliefern.

119 Vgl. Gerald Stieg: Goethe als Maßstab der Ästhetik und Polemik von Karl Kraus, in: *Karl Kraus – Ästhetik und Kritik: Beiträge des Kraus-Symposiums Poznań*, hg. v. Stefan H. Kaszynski und Sigurd Paul Scheichl, München 1989, 71–73.

Referenzen

Arntzen, Helmut: Die Funktion der Polemik bei Karl Kraus, in: *Karl Kraus in neuerer Sicht*, hg. v. Sigurd Paul Scheichl und Edward Timms, München 1986, 47–75.

Biber, Hanno: *Die Komposition der Fackel*, Wien 2001.

Böhm, Hermann: *Karl Kraus contra ... Die Prozeßakten der Kanzlei Oskar Samek*, Bd. I, 1922–1927, Wien 1995.

Carr, Gilbert: *Demolierung – Gründung – Ursprung. Zu Karl Kraus' frühen Schriften und zur frühen Fackel*, Würzburg 2019.

Ribeiro, António Sousa: Nachwelt als diskursives Verfahren in der *Fackel*, in: *Karl Kraus und Die Fackel: Aufsätze zur Rezeptionsgeschichte*, hg. v. Gilbert J. Carr und Edward Timms, München 2001, 88–95.

Schick, Paul: *Karl Kraus*, Hamburg 1993.

Stephan, Joachim: *Satire und Sprache. Zu dem Werk von Karl Kraus*, München 1964.

Stieg, Gerald: Die totale Satire. Von Johann Nestroy über K. Kraus zu Th. Bernhard, in: *Österreich (1945–2000). Das Land der Satire*, hg. v. Jeanne Benay und Gerald Stieg, Bern 2002, 4–10.

Stieg, Gerald: Goethe als Maßstab der Ästhetik und Polemik von Karl Kraus, in: *Karl Kraus – Ästhetik und Kritik: Beiträge des Kraus-Symposiums Poznań*, hg. v. Stefan H. Kaszynski und Sigurd Paul Scheichl, München 1989, 71–81.

Stocker, Brigitte: Karl Kraus in der „Sphäre des Rechts“. Zur Bedeutung der Prozessakten der Kanzlei Oskar Samek, in: *Geist versus Zeitgeist: Karl Kraus in der Ersten Republik*, hg. v. Katharina Prager, Wien 2018.

Stocker, Peter: *Theorie der intertextuellen Lektüre. Modelle und Fallstudien*, Paderborn u.a. 1998.

Timms, Edward: *Karl Kraus. Satiriker der Apokalypse. Leben und Werk 1874 bis 1918*, Frankfurt a.M. 1999.

Timms, Edward: *Karl Kraus. Apocalyptic Satirist. The Post-War Crisis and the Rise of the Swastika*, New Haven and London 2005.